
Ute Pascher-Kirsch

Abschied von der Hausfrauenehe

Aspekte der Frauenerwerbstätigkeit im Ruhrgebiet heute

1. Einleitung

In der Debatte um soziale Ungleichheit hatte in der Bundesrepublik Deutschland bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts der Faktor „Geschlecht“ keinen Platz. Erst Ende der 1960er Jahre richtete die neue Frauenbewegung, und schließlich auch einige Soziologinnen und Soziologen, ihren Blick auf die unbezahlte Arbeit von Frauen. Dank der engagierten Debatte und der empirisch belegten und auch theoretisch fundierten Erkenntnisse wird heute die Variable „Geschlecht“ oder „Gender“ in sozialwissenschaftlichen Studien im Allgemeinen und auch in arbeitssoziologischen Untersuchungen zunehmend als eine zentrale Differenzvariable anerkannt. Dies ist deshalb hervorzuheben, weil „die großen Gesellschaftstheorien“, so schreibt Gisela Notz, „die sich mit Arbeit befassen, [...] die Leistung der Frauen für die Erschaffung und den Erhalt der Gesellschaft (Reproduktionsarbeit)“¹ ignorieren.

Auch sprachlich bildet sich die geschlechtshierarchische Arbeitsteilung ab in der „Hausfrau“ auf der einen Seite und dem „Familienernährer“ auf der anderen Seite.² Die „Hausfrau“ ist eine Bezeichnung, die heute eher selten in

1 Gisela Notz, Zum Begriff der Arbeit aus feministischer Perspektive, in: *Emanzipation* 1 (2011), S. 84–96, hier S. 84.

2 Bis in die 1980er Jahre war es im Diskurs über Massenarbeitslosigkeit übrigens noch möglich, mit Hilfe dieser Unterscheidung arbeitslose Frauen in „unechte Arbeitslose“ zu verwandeln, denn sie hatten ja eigentlich Hausfrauen zu sein. In einem Interview vom 9.8.1985 mit der Zeitung „Metall“ forderte der damalige CSU-Generalsekretär Wolfgang Held, einem Gedanken seines Parteivorsitzenden Franz-Josef Strauß folgend, „daß man unterscheidet: denjenigen, der echt mit der Familie von dem Schicksal Arbeitslosigkeit betroffen ist, von demjenigen, der als Zubrot bisher eine Arbeit hatte und aus irgendwelchen Gründen jetzt arbeitslos ist, aber für den Lebensunterhalt der Familie nicht unbedingt auf das Einkommen angewiesen ist.“

öffentlichen Diskussionen fällt und wenn, dann eher abwertend oder mit Blick in die Vergangenheit. Die Verwendung des Begriffs steht im engen Zusammenhang mit dem Vorkommen eher traditioneller Familienmodelle mit einem männlichen Alleinverdiener in der Vergangenheit und dem männlichen Hauptverdiener bis in die Gegenwart. Die „Hausfrau“ verrichtet in der Regel Arbeiten, die jenseits des sogenannten Produktionsbereichs anzusiedeln sind, demnach „im Haus, bei der Erziehung der Kinder, der Pflege der Hilfsbedürftigen und in der ehrenamtlichen Arbeit“.³ Diese zumeist unbezahlte Arbeit ist jedoch ebenso gesellschaftlich notwendig wie die bezahlte Arbeit oder Lohnarbeit.⁴ „Während Erwerbsarbeit qua Entlohnung immer eine gewisse gesellschaftliche Anerkennung gewährleistet, wird der Wert der Hausarbeit trotz ihres gesellschaftlichen Nutzens missachtet.“⁵ Die soziale Anerkennung sowohl der „materiellen Hausarbeit“ als auch der „Beziehungsarbeit“,⁶ die traditionell den Frauen zufiel, ist heute wie vor Jahrzehnten eher gering, Frauen (und Männer) haben sich seitdem zum Teil von einer eindeutigen Rollenzuweisung distanzieren – inwiefern das im Ruhrgebiet der Fall ist oder sein wird, das werden die folgenden Ausführungen zeigen.

Unbenanntes Ziel einer solchen Differenzierung war es, die Arbeitslosigkeitszahlen in der Statistik niedrig zu halten: „Ist es möglich, die Statistik nicht so global zu machen, daß man sagt: wir haben zwei Komma soundsoviel Arbeitslose, sondern wir haben als alleinverdienende, als Ernährer der Familie soundsoviel und als arbeitslos gemeldete Ehefrauen soundsoviel.“ Zit. nach Hans Uske, *Das Fest der Faulenzer. Die öffentliche Entsorgung der Arbeitslosigkeit*, Duisburg 1995, S. 123 f.

- 3 Gisela Notz, Arbeit: Hausarbeit, Ehrenamt, Erwerbsarbeit, in: Ruth Becker/Beate Kortendiek (Hg.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie*, Wiesbaden 2004, S. 420–428, hier S. 420.
- 4 Zum Aspekt einer gerechteren Verteilung gesellschaftlich notwendiger Arbeit vgl. insbesondere Gisela Notz, *Von der notwendigen Arbeit und dem ‚Reich der Freiheit‘*, in: Dagmar Baatz/Clarissa Rudolph/Ayla Satilmis, *Hauptsache Arbeit?*, Münster 2004, S. 137–151, hier S. 142 ff.
- 5 Tomke König, *Familie heißt Arbeit teilen. Transformationen der symbolischen Geschlechterordnung*, Konstanz 2012, hier S. 43.
- 6 Unter diesem Begriff wird die Pflege der sozialen Beziehungen verstanden, die im Innenbereich der Familie anfällt. Die „Beziehungsarbeit“ wurde in den 1970er Jahren aus der Frauenforschung kommend oft verwendet, um damit die „andere“ als die materielle Dimension der Hausarbeit zu erfassen. Eine empirische Trennung der Phänomene ist aufgrund der Unsichtbarkeit der „Beziehungsarbeit“ schwierig. Vgl. dazu kritisch Notz, *Zum Begriff* (wie Anm. 1), hier S. 91 f. Zur Verwendung des Begriffs vgl. auch Gudrun Cyprian, *Veränderungen der Rollenbilder von Mann und Frau im Kontext von Partnerschaft, Ehe und Familie*, in: Laszlo A. Vaskovics/Heike Lipinski (Hg.), *Familiale Lebenswelten und Bildungsarbeit*, Opladen 1996, S. 69–110.

Dieser Beitrag nimmt die traditionelle Rollenverteilung zwischen Männern und Frauen in der Nachkriegszeit im Ruhrgebiet zum Ausgangspunkt, um zusammenfassend die Entwicklung der Erwerbstätigkeit von Frauen im Ruhrgebiet zu skizzieren und ihre aktuelle Beteiligung an bezahlter Arbeit nachzuzeichnen: Was ist einerseits aus dem Modell der „Ganztags-Hausfrau (und -Mutter)“ geworden? Wurde es von der „Karrierefrau“ oder der „Berufsfrau“ verdrängt? Und ist andererseits die Erosion der Versorgerehe auch im Ruhrgebiet abgeschlossen? Zur Beantwortung dieser Fragen wird im nachfolgenden Abschnitt die traditionelle Arbeitsteilung von Männern und Frauen in der Metropole Ruhr zusammenfassend dargestellt und anschließend die Entwicklung der Beschäftigungsverhältnisse für beide Geschlechter nachgezeichnet. Gleichzeitig werden damit Aussagen zum Wandel der Geschlechterverhältnisse bis in die Gegenwart und auch im Hinblick auf die nachwachsende Generation im Ruhrgebiet geprüft.

2. Geschlechtsspezifische Arbeitsteilung und die Rahmenbedingungen in der altindustriellen Metropole Ruhr⁷

Bis in die 1960er Jahre hinein lag die Stärke des Ballungsraumes Ruhrgebiet in seiner montanindustriellen Struktur, dem Steinkohlenbergbau, der Eisen- und Stahlindustrie und den daran gekoppelten Zulieferindustrien. Der Rückgang der Nachfrage nach Kohle, preiswertere Importkohle, Überproduktion von Stahl sowie insgesamt eine Änderung der wirtschaftlichen Rahmenbedingungen führten jedoch ab den 1970er Jahren in mehreren Schüben zur Strukturkrise in der Region. „Die Krise des Montansektors wirkte sich auf das Ruhrgebiet als Regionalkrise aus, weil die regionale Wirtschaftsstruktur auf der einen Seite durch Kohle und Stahl überproportional dominiert wurde und auf der

⁷ Die Entwicklung der Frauenerwerbstätigkeit und der Lebenssituationen von Frauen im Ruhrgebiet wurde komprimiert und fundiert im „Frauenatlas Ruhrgebiet. Analyse der Lebens- und Arbeitssituation von Frauen im Ruhrgebiet“ im Jahr 2000 dargestellt und vom Kommunalverband Ruhrgebiet herausgegeben. Die Publikation von Irmgard Herrmann/Christiane Martiny, Frauenerwerbstätigkeit im Strukturwandel des Ruhrgebiets. Materialien zur Analyse der Wirtschafts- und Sozialstruktur, Bochum 1983 präsentiert Daten aus den 1970er Jahren und vom Anfang der 1980er Jahre. Die Ausführungen zum Ruhrgebiet beziehen sich im Folgenden unter anderem auf diese Publikationen.

anderen Seite eine besonders hohe Verflechtung der Nichtmontanbereiche mit dem Montansektor bestand.“⁸

Die ehemals starke Montanorientierung der Region ist ein Erklärungsfaktor für die traditionell geringe Erwerbsquote der Frauen. Einerseits hielt dieser Industriezweig wenige bis keine Arbeitsplätze für Frauen vor, so dass diese sich auf wenige andere Berufsbereiche fokussieren mussten, „andererseits ist die Form, Entlohnung und auch der Verlust der Arbeitsplätze von Frauen angesichts der Montankrise öffentlich kaum wahrgenommen worden.“⁹

Im sogenannten Montanmilieu des Ruhrgebiets verlief die Arbeitsteilung innerhalb der traditionellen Familie, d. h. zwischen den Eheleuten, dahingehend, dass es auf der einen Seite den schwer arbeitenden Mann als Ernährer und Oberhaupt der Familie gab und auf der anderen Seite die Ehefrau als Hausfrau und Erzieherin der Kinder.¹⁰ Vor allem die frühe Bundesrepublik wurde vom Leitbild dieser sogenannten „Versorgerehe“ oder auch „Hausfrauenehe“ geprägt. Dieser Familientypus blieb bis in die 1970er Jahre die dominante Familienform. Mittlerweile haben Frauen weitergehende Alternativen zur Familien- und Hausarbeit. Traditionelle geschlechtsspezifische Lebensmodelle von Frauen und Männern haben sich aufgelöst – in unterschiedlicher Geschwindigkeit nicht nur mit einem Stadt-Land-Gefälle, sondern auch nach verschiedenen urbanen Typen¹¹ differenziert –, neue Lebensformen und Erwerbsverläufe

8 Kommunalverband Ruhrgebiet (KVR) (Hg.), Frauenatlas Ruhrgebiet. Analyse der Lebens- und Arbeitssituation von Frauen im Ruhrgebiet, Essen 2000, hier S. 2.

9 Ebd.

10 Hinzu kommt, dass die Arbeit der Männer in der Montanindustrie von Wechselschichten geprägt war. Das heißt, wenn der Vater, der Familienernährer, beispielsweise eine Woche Frühschicht, dann Mittagschicht und dann Nachtschicht hatte, waren Arrangements bezüglich Kinder und Haushalt deutlich schwieriger. Außerdem fiel vor dem Einzug der Technik in den Haushalt, der erst in den 1960er Jahre einsetzte, ein höheres Maß an Haushaltsarbeiten an. Vor der Einführung der Waschmaschine beispielsweise waren in Mietshäusern rotierende Waschtage die Regel, an denen die Hausfrau für drei Tage den Speicher von morgens bis abends benutzen durfte. Außerdem fehlten weitestgehend institutionelle Kinderbetreuungsangebote, so dass sich eine Familie auf die ältere Generation verlassen können musste, die dann einsprang, wenn die Hausfrau tatsächlich arbeiten gehen wollte oder auch musste.

11 Die Bertelsmann Stiftung weist die einzelnen Städte und Gemeinden Deutschlands in ihrem Wegweiser Kommune <www.wegweiser-kommune.de> (21.6.2014) aktuell neun Demografietypen zu. In diesem Wegweiser hat die Stiftung zuletzt bundesweit alle Kommunen über 5.000 Einwohner/innen mit Hilfe einer Clusteranalyse – die ausschließlich auf Ist-Daten beruht – eingeordnet und damit Gemeindegruppen zusammengefasst, die demographisch und sozio-ökonomisch ähnliche Kennzahlen aufweisen. Die Kommunen der Metropole Ruhr sind überwiegend drei Demogra-

konnten sich entwickeln. Allerdings ist noch immer auch „die traditionelle Rollenverteilung zwischen den Geschlechtern Teil des deutschen Arbeitsmarktmodells“. ¹² Das heißt, der Arbeitsmarkt konnte und kann darauf vertrauen, dass durch die gesellschaftliche Rollenzuweisung an die Frauen als Ehefrauen und Mütter diese auf Kosten der eigenen Erwerbstätigkeit zu Hause bleiben und sich (kostenlos) um die Kinderbetreuung kümmern. Unbezahlte Haus- und Betreuungsarbeit war bzw. ist in diesem Modell bis heute Frauensache. ¹³

Die montanindustrielle Struktur der Region gilt allerdings nicht als einziger Erklärungsfaktor für die eher geringe Erwerbstätigkeit von Frauen. Der Faktor Bildung wurde als ein weiterer zentraler Faktor identifiziert, der die Erwerbstätigkeit insgesamt und auch die Frauenbeschäftigung beeinflusste. Das Ruhrgebiet ist historisch eine eher bildungsschwache Region; geprägt wurde sie vor allem von bildungsfernen Schichten und Milieus. Allerdings hat sich in dieser Hinsicht in den vergangenen vier Jahrzehnten vieles zum Guten hin entwickelt. Bereits in den 1970er Jahren profitierten Arbeiter und Arbeiterinnen vom zunehmenden Wohlstand, so dass sie ihren Kindern längere und höhere Ausbildungen ermöglichen konnten. Ein weiterer Faktor war auch der Bildungsdiskurs Anfang der 1960er Jahre, der eine Bildungskatastrophe heraufkommen sah und als Lösung „Arbeiterkinder an die Uni“ vorschlug. In Folge dieser Diskussionen wurden das Schulgeld sowie die Universitätsgebühren abgeschafft und damit die Lernmittelfreiheit und dann auch das BAföG bzw. als Vorgänger das Honnefer Modell eingeführt. ¹⁴ Erst das alles ermöglichte es Eltern aus dem

phietypen zugeordnet und zwar dem Typus 7 „Urbane Zentren mit heterogener wirtschaftlicher und sozialer Dynamik“, dem Typus 6 „Mittelgroße Kommunen geringer Dynamik im Umland“ und einige wenige gehören zum Demographietyp 4 „Stabile Kommunen im weiteren Umland größerer Zentren“.

12 KVR, Frauenatlas (wie Anm. 8), S. 9. Zum Zusammenhang zwischen der Erwerbstätigkeit von Frauen und der Arbeitsmarkt- sowie Familienpolitik in Deutschland in den Jahren 1962–1980 siehe Isabel Priemel/Annette Schuster, *Frauen zwischen Erwerbstätigkeit und Familie: Historische und aktuelle Entwicklungen*, Pfaffenweiler 1990.

13 Vgl. auch Birgit Pfau-Effinger, *Entwicklungspfade und Zukunft der Kinderbetreuung*, in: *Zeitschrift für Familienforschung*, Sonderheft 6 (2009), S. 237–254.

14 Nach dem Honnefer Modell erhielten ab dem Wintersemester 1957/58 die ersten Studierenden eine staatliche Förderung in Deutschland; sie galt Studierenden an Universitäten und gleichwertigen Hochschulen und wurde nach Leistung vergeben. Einen Rechtsanspruch gab es entsprechend nicht. Erst das 1971 eingeführte Nachfolgemodell, das BAföG, nach dem Bundesausbildungsförderungsgesetz, schrieb einen Förderungsanspruch fest; entscheidend für eine Förderung war/ist das Einkommen der Eltern oder Ehepartner/innen.

Arbeitermilieu, ihre Söhne und schließlich auch ihre Töchter auf ein Gymnasium zu schicken. Die Bildungsexpansion der 1970er Jahre trug somit dazu bei, dass die traditionelle Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern erodieren konnte, wenn nun Frauen ebenfalls Anspruch auf höhere Bildung und Qualifikation hatten – insbesondere in einer Region, die eher von bildungsfernen Schichten dominiert wurde wie der ehemalige „Kohlenpott“. Die Bildungschancen von Männern und Frauen haben sich mittlerweile angeglichen, jüngere Frauen haben bereits seit Jahren bessere Schulabschlüsse als junge Männer.¹⁵ Dennoch hat sich das Berufswahlspektrum¹⁶ der Frauen kaum verändert. Hierdurch lässt sich auch die Einkommensdifferenz zwischen Frauen und Männern erklären, die unter anderem auf eine geschlechtertypische Berufswahl zurückzuführen ist: Noch immer werden in frauentypischen Berufen und Branchen niedrige Entgelte gezahlt.¹⁷

Obwohl sich der Bildungsstand und die Qualifikation von Frauen seitdem stetig verbessert haben und damit die traditionellen Entwicklungsdefizite aufgeholt wurden, profitierten die Frauen auf dem Arbeitsmarkt nicht sofort davon. Hier müssen allerdings Differenzierungen vorgenommen werden: Die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung wird nur seltener von den höher entlohnenden Frauen praktiziert (mit der Folge einer Unterschichtung). Bereits Ann Oakley stellte in den 1970er Jahren in ihrer Soziologie der Hausarbeit fest,¹⁸ dass die soziale Schicht eine Einflussvariable für die Zufriedenheit mit der Hausfrauenrolle ist. Die Antworten auf die Frage „Mögen Sie Hausarbeit?“ und auf weitere Fragen zur Selbsteinschätzung in ihrer Untersuchung zeigten, dass „Frauen aus der Unterschicht mit der Hausfrauenrolle und mit häuslichen Interessen und Tätigkeiten überhaupt sehr viel enger verbunden sind“.¹⁹ „Die Einstellung der Unterschicht ist insgesamt bejahender.“²⁰ Gerade in den Familien der Arbeitermilieus war es zwar verbreitet, dass die Frau neben dem männlichen Versorger einer bezahlten Arbeit nachging, d. h. diese Frauen hatten neben ihrer Haus-

15 Vgl. zum Beispiel Shell Deutschland Holding (Hg.), Jugend 2010. Eine pragmatische Generation behauptet sich, Frankfurt a. M. 2010, S. 74.

16 Vgl. beispielsweise IT.NRW, Jugendliche und junge Erwachsene in Nordrhein-Westfalen (Statistik kompakt 1/2012), Düsseldorf 2012, S. 4 f.

17 Vgl. Deutsches Jugendinstitut und Statistisches Bundesamt, Gender-Datenreport. 1. Datenreport zur Gleichstellung von Frauen und Männern in der Bundesrepublik Deutschland, München 2005.

18 Vgl. Ann Oakley, *The Sociology of Housework*, London, 1974; dt. Übersetzung „Soziologie der Hausarbeit“, Frankfurt a. M., 1978.

19 Vgl. Ulla Wischermann, *Klassikerinnen feministischer Theorie. Grundlagentexte Bd. 2 (1920–1985)*, Königsstein/Ts. 2009, S. 178–189, hier S. 184.

20 Ebd.

frauenrolle auch die Rolle der „Zuverdienerin“ inne. Dies war jedoch – so ist zu vermuten – nicht sehr zufriedenstellend, da die Arbeit erstens recht schlecht bezahlt wurde, vor allem im Vergleich zu den besser dotierten Männerarbeitsplätzen, und zweitens oftmals auch durch eine große Monotonie und hohen Akkorddruck charakterisiert war. Frauen im Arbeitermilieu des Ruhrgebiets hatten fast durchgängig keine oder eine nicht verwertbare Ausbildung, so dass sie nur Anlern Tätigkeiten zumeist in der Industrie annehmen konnten. Neben der Montanindustrie gab es im Ruhrgebiet auch Branchen und Fabriken, in denen fast ausschließlich Frauen arbeiteten, vor allem in der Textil- und Elektroindustrie. Vor diesem Hintergrund ist es zu erklären, dass sich die befragten Frauen wünschten, dieser Arbeit zu entfliehen und nur noch Hausfrau zu sein.

Seit einigen Jahren wird in der Familiensoziologie zudem darüber diskutiert,

„inwiefern die nichteheliche Lebensgemeinschaft das eheliche Lebensmodell verdrängt hat oder ob es beim Rückgang der Heiratsneigung sich in erster Linie um ‚Timingeffekte‘ handelt, also Eheschließungen im Lebenslauf nur aufgeschoben werden und spätestens dann geheiratet wird, wenn das erste Kind geboren wird. Der deutliche Anstieg der Nichteheleichenquote (Anteil der nichtehelich geborenen Kinder an allen Kindern) deutet zumindest darauf hin, dass die Kopplung von Eheschließung und Familiengründung sich in den letzten Jahrzehnten deutlich gelockert hat. Demnach waren es im Jahr 2011 fast 30 Prozent der Geburten in Westdeutschland und rund 60 Prozent der Geburten in Ostdeutschland, die nichtehelich sind.“²¹

Neben dem fortschreitenden Bedeutungsverlust der Institution Ehe und des männlichen Alleinernährers²² in der bürgerlichen Kleinfamilie sind die weiter steigende Partizipation von Frauen am Erwerbsleben und die Zunahme an institutioneller Kinderbetreuung Kennzeichen des sozialen Wandels der Familie in ihrer traditionellen Form. Herausgegriffen werden soll an dieser Stelle die Entwicklung der sogenannten „Ein-Eltern-Familien“, in denen ein Elternteil mit mindestens einem Kind eine Haushaltsgemeinschaft bildet und die all-

21 Vgl. Statistisches Bundesamt (destatis) und Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung WZB (Hg.), Datenreport 2013. Ein Sozialbericht für die Bundesrepublik Deutschland, Bonn 2013, S. 37.

22 Hinzuweisen ist auch auf ein Phänomen, welches erst in den letzten Jahren eingehender untersucht wird: die Familienernährerin. Vgl. dazu zum Beispiel: Ute Klammer/Sabine Neukirch/Dagmar Weßler-Poßberg, Wenn Mama das Geld verdient: Familienernährerinnen zwischen Prekarität und neuen Rollenbildern, Berlin 2012.

tägliche Erziehungsverantwortung besitzt. Diese früher auch als „unvollständige“ Familie bezeichnete Familienform breitet sich mehr und mehr aus und erfährt soziologisch betrachtet eine Normalisierung. Im Ruhrgebiet wie auch landesweit ist die Zahl der Paarbeziehungen mit minderjährigen Kindern rückläufig, gleichzeitig ist die Zahl der Ein-Eltern-Familien, darunter mehrheitlich alleinerziehende Frauen, gewachsen und lag in Nordrhein-Westfalen „im Jahr 2009 bei 325.000. Ihr Anteil an den Familien mit minderjährigen Kindern betrug damit 17,4 %.“²³ Wie andere statistische Kennzahlen der Metropole zeigen, existieren jedoch innerhalb des Ruhrgebiets räumliche Unterschiede.²⁴ Das westfälische Ruhrgebiet verzeichnete im Jahr 2009 beispielsweise einen Anteil an Alleinerziehenden von 3,3 %.²⁵ Noch stärker sind regionale Unterschiede zwischen Alleinerziehenden mit und ohne Migrationshintergrund zu beobachten. Tendenziell weisen die städtisch geprägten Regionen einen deutlich höheren Anteil an Alleinerziehenden mit Migrationshintergrund auf als die ländlich geprägten Regionen.

Die Pluralisierung der Lebensformen und damit die Erosion des Leitbilds der bürgerlichen Kleinfamilie, welche eine Ehe von Mann und Frau zur Voraussetzung hat, in der die Rolle beider Geschlechter normiert ist, trägt sicherlich dazu bei, dass die traditionelle Hausfrauenehe nicht mehr als „normal“ zu bezeichnen ist, sondern sich zu einer eher selten gelebten Familienform entwickelt hat. Zu betonen ist, dass bei einer Betrachtung familialer Lebensformen und Arbeitsteilung sozialstrukturelle Differenzierungen vorgenommen werden müssen.

23 Vgl. IT.NRW, Lebenslagen von Alleinerziehenden. Sozialberichterstattung NRW. Kurzanalyse 01/2011, im Auftrag des Ministeriums für Arbeit, Integration und Soziales des Landes Nordrhein-Westfalen, Düsseldorf März 2011, hier S. 2.

24 Die Berechnungen des Landes, siehe Anmerkung 23, verdeutlichen landesweite Unterschiede für die Situation der Alleinerziehenden. 16 Teilregionen werden unterschieden, wobei das Ruhrgebiet in vier Subregionen unterteilt wird: 1. die Emscher-Lippe-Region, 2. Mülheim, Essen, Oberhausen (MEO), 3. das mittlere Ruhrgebiet und 4. das westfälische Ruhrgebiet. Zum Aspekt der Erwerbstätigkeit von Alleinerziehenden in Nordrhein-Westfalen vgl. insbesondere Ministerium für Arbeit, Gesundheit und Soziales des Landes Nordrhein-Westfalen, Arbeitsmarkt-report NRW 2009. Sonderbericht: Die Situation der Alleinerziehenden am Arbeitsmarkt, Düsseldorf 2009, hier S. 23. Der Bericht zeigt u. a. große Unterschiede in der Erwerbstätigenquote der Alleinerziehenden, die zwischen 49 % (westfälisches Ruhrgebiet) und 66,1 % (Bonn/Rhein-Sieg) liegt.

25 Ebd., S. 22, 24.

3. Entwicklung der Erwerbstätigkeit im Ruhrgebiet seit den 1980er Jahren nach Geschlecht

Amtliche Statistiken können belegen, dass sich in den vergangenen drei Jahrzehnten das Erwerbsverhalten von Männern und Frauen verändert hat. So zeigen die Erwerbstätigenquoten eine zahlenmäßig schrittweise Annäherung der Erwerbstätigkeit von Frauen und Männern in Nordrhein-Westfalen. Für das Ruhrgebiet stellt sich folgende Entwicklung dar: Waren hier 1985 34,5 % der Erwerbstätigen weiblich, erhöhte sich der Anteil der Frauen an den Erwerbstätigen bis 2009 auf 45,1%.²⁶ Zu den Erwerbstätigen gehören alle Personen einschließlich Beamte, Selbstständige und geringfügig Beschäftigte, die bei einem Mindestalter von 15 Jahren einer Beschäftigung von wenigstens einer Stunde pro Woche nachgehen.

Aufgrund der Dominanz der Montanindustrie in der Region gab es traditionell weniger Arbeitsplätze für Frauen. Mit dem Strukturwandel zeichnete sich jedoch eine Veränderung ab, die das Ruhrgebiet mit einiger Dramatik erfasste: Neben dem starken Beschäftigungsabbau im produzierenden Gewerbe – zuerst im Kohlenbergbau, dann in der Stahlindustrie –, der eine negative Beschäftigungsbilanz für Männer nach sich zog, weitete sich der Dienstleistungssektor aus. Das folgende Diagramm (siehe Abb. 1) veranschaulicht den Verlust an Arbeitsplätzen im produzierenden Gewerbe in der Region, der als das primäre Merkmal des Strukturwandels gilt.²⁷

Im produzierenden Gewerbe sind besonders drastische Einbrüche zu verzeichnen. Von dem einschneidenden Rückgang an Arbeitsplätzen waren hier vor allem Männer betroffen. 1980 lag ihr Anteil an den Beschäftigten noch bei 85 %. Die Graphik macht sichtbar, dass der Dienstleistungsbereich hingegen von einem erheblichen Beschäftigungszuwachs gekennzeichnet ist.

Von der steigenden Arbeitskräftenachfrage im Dienstleistungsbereich konnten vor allem Frauen profitieren. Eine Entwicklung, die – wenn auch zeitversetzt – alle europäischen Industriegesellschaften und insbesondere die Montanregionen erfasste. Allerdings ist die zunehmende Bedeutung des Dienstleis-

26 Vgl. Regionalverband Ruhr (RVR), Unternehmerinnen in der Metropole Ruhr, Sonderauswertung zum Unternehmerinnentag NRW. Frauenerwerbstätigkeit im Ruhrgebiet unter besonderer Berücksichtigung der Selbstständigen, <http://www.metropoleruhr.de/fileadmin/user_upload/metropoleruhr.de/Bilder/Regionales_Management/Regionalanalyse/beitrag_utag10.pdf>, o. J., (30.6.2014).

27 Vgl. <<http://www.metropoleruhr.de/nl/regionalverband-ruhr/statistik-analysen/statistik-trends/erwerbstaetigkeit/ewt-mikrozensus/einkommen.html>> (13.3.2014), eigene Darstellung.

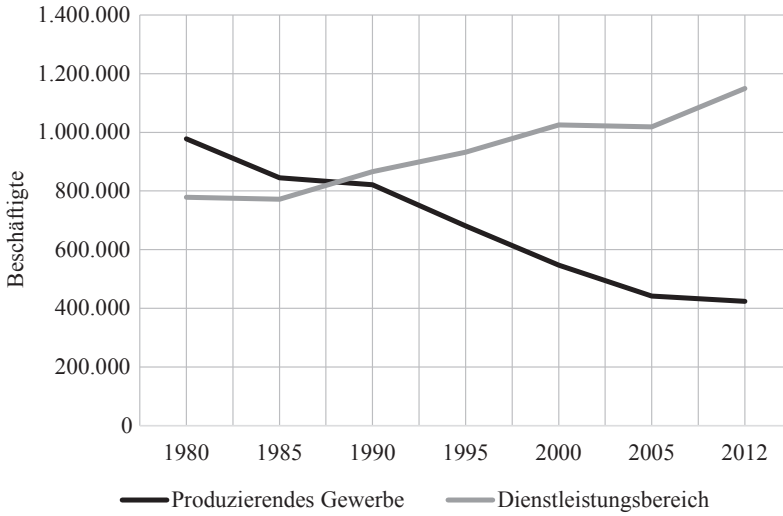


Abb. 1: Anzahl der sozialversicherungspflichtig Beschäftigten nach Beschäftigungsbereichen im Ruhrgebiet, 1980–2012

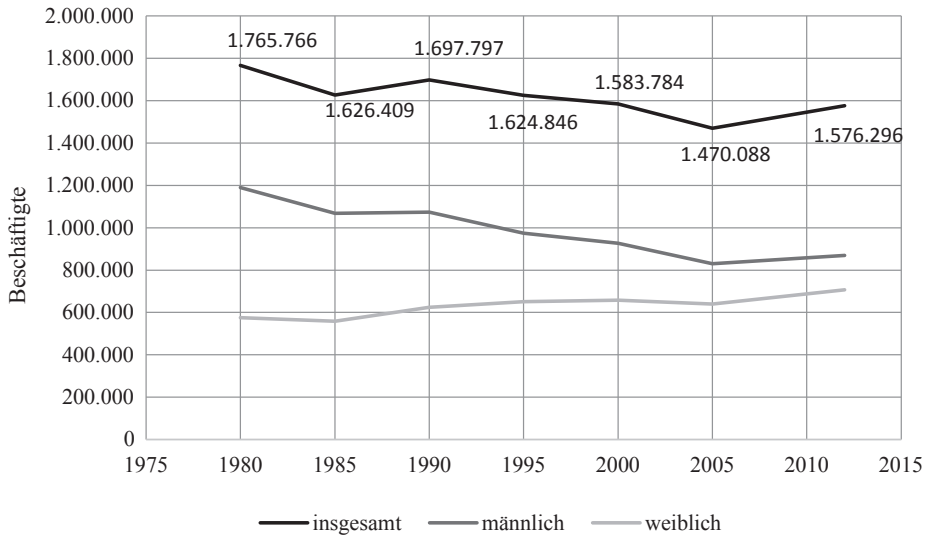


Abb. 2: Anzahl der sozialversicherungspflichtig Beschäftigten im Ruhrgebiet im Zeitverlauf

tungssektors im früheren „Kohlenpott“ „weniger auf das Wachstum im Dienstleistungssektor selbst als auf den Verlust an Industriearbeiterplätze(n) im Montanbereich“²⁸ zurückzuführen. Und diese analytische Beobachtung ist entscheidend für die Betrachtung der geschlechtlichen Arbeitsteilung im Ruhrgebiet heute.

Betrachten wir ferner die Entwicklung der entsprechenden Beschäftigtenzahlen: Abbildung 2 (siehe oben) verdeutlicht, wie sich die sozialversicherungspflichtigen Beschäftigungsverhältnisse nach Geschlecht im selben Zeitraum entwickelt haben. Zu erkennen ist, dass sich diese in den vergangenen dreißig Jahren stark angeglichen haben.²⁹

Allerdings verdeckt diese positive Entwicklung mit einem leicht zunehmenden Arbeitsplatzangebot für Frauen im Dienstleistungsbereich die Tatsache, dass faktisch zwar ein enormer Anstieg an Teilzeitarbeitsplätzen zu verzeichnen ist. Das geleistete Arbeitszeitvolumen aber, also die Summe der Arbeitsstunden, ist in den vergangenen drei Jahrzehnten sogar noch gesunken. Im Zeitraum von 1980 bis 2007 sind im Ruhrgebiet viele neue „Teilzeitarbeitsverhältnisse entstanden [, und dies] mit einem Anteil von 95,4 % nahezu ausschließlich im Dienstleistungsbereich. Hier verteilen sich die neu entstandenen Teilzeitstellen zu 75 % auf Frauen und entsprechend zu 25 % auf Männer.“³⁰ Gleichzeitig ist das Angebot an Vollzeitarbeitsplätzen im Ruhrgebiet im selben Zeitraum um 10,3 % gesunken.³¹

Yong-Sook Jung prüfte in seinem historischen Artikel über die Frauenarbeit im Ruhrgebiet die These, inwiefern Frauen als „die Gewinnerinnen“ des Strukturwandels zu bezeichnen sind. Die Zunahmen an Teilzeitarbeitsplätzen (und Minijobs) ist ein Eckdatum, mit dem belegt werden kann, dass Frauen vor allem Zuverdienerinnen sind, und an den Geschlechterrollen hat das nicht viel geändert.³²

28 Vgl. Yong-Sook Jung, Geschlechterrollen wirken lange nach, in: Rubin 1 (2006), S. 14–20, hier, S. 17.

29 Vgl. Zahlenspiegel metropol Ruhr, <<http://www.metropol Ruhr.de/regionalverband-ruhr/statistik-analysen/statistik-trends/erwerbstaetigkeit/svb.html>> (30.6.2014).

30 Vgl. Petra Lessing, Frauen: geringer beschäftigt, bezahlt und abgesichert, in: Regionalverband Ruhr (Hg.), FRAU RUHR MANN. Lebenswelten von Frauen und Männern in der Metropole Ruhr, Essen 2010, S. 138–155, hier S. 146.

31 Ebd.

32 Yong-Sook Jung, Just a Housewife? Miners' Wives between Household and Work in Postwar Germany, in: Jaclyn J. Gier/Laurie Mercier (Hg.), Mining Women. Gender in the Development of a Global Industry, 1670 to 2005, New York/Houndsmill, England 2006, S. 262–279, hier S. 275.

Eine differenzierte Betrachtung der Arbeitsverhältnisse nach Vollzeit- und Teilzeitbeschäftigungen zeigt folgende Abbildung:³³

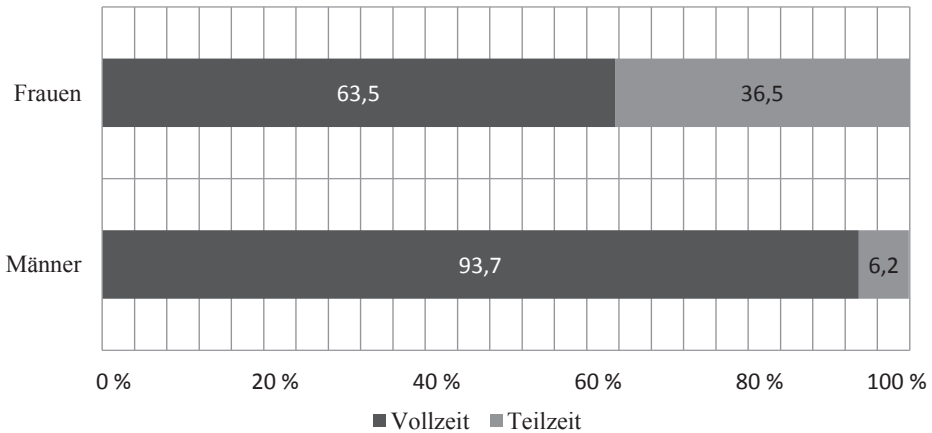


Abb. 3: Sozialversicherungspflichtig Beschäftigte im Ruhrgebiet nach Geschlecht und Beschäftigungsumfang in Prozent, Stichtag 30. Juni 2011

Heute ist es im Ruhrgebiet demnach so, dass Frauen ungleich häufiger als Männer in Teilzeit tätig sind. Aufschlussreich ist darüber hinaus auch die Betrachtung einer Teilgruppe der atypischen Beschäftigungsverhältnisse, der geringfügigen Beschäftigungsverhältnisse, die seit den 1960er Jahren gefördert wurden unter der Voraussetzung der Abgaben- und Versicherungsfreiheit.³⁴ Diese sozialversicherungsfreien Beschäftigungen, die von einer maximalen Verdienstgrenze gekennzeichnet sind, die sich im Laufe der letzten Jahrzehnte immer wieder erhöht hat, sollten dazu beitragen, „angesichts akuten Arbeitskräftemangels“³⁵ attraktiv für „Hausfrauen, Rentner, Studierende sowie

33 Vgl. Regionaldatenbank, <<https://www.regionalstatistik.de/genesis/online/logon>> (27.6.2014), eigene Berechnungen.

34 Zur Einordnung des Stellenwerts geringfügiger Beschäftigung von Frauen im nördlichen Ruhrgebiet in den 1990er Jahren vgl. Karin Derichs-Kunstmann, Frauenerwerbstätigkeit im Abseits. Zur Situation nichtsozialversicherungspflichtig beschäftigter Frauen, in: Jahrbuch Arbeit, Bildung Kultur 14 (1996), S. 205–225.

35 Vgl. Bundeszentrale für politische Bildung, Dossier Arbeitsmarktpolitik. Minijobs/geringfügige Beschäftigung, 1.6.2012, <<http://www.bpb.de/politik/innenpolitik/arbeitsmarktpolitik/55335/minijobs?p=all>> (27.6.2014). Zur Entwicklung der Entgeltgrenze vgl. auch dort.

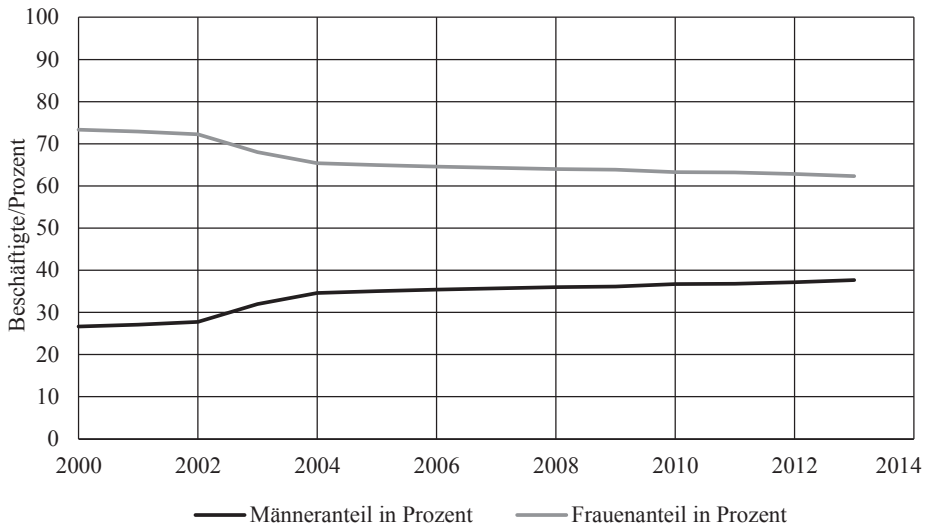


Abb. 4: Geringfügig Beschäftigte im Ruhrgebiet nach Geschlecht im Zeitverlauf

Nebentätige³⁶ zu sein, um sie zur Aufnahme einer Beschäftigung zu mobilisieren. Die heute als sogenannte Minijobs bezeichneten Arbeitsverhältnisse gehen auf die Reformen der Hartz-Kommission zurück und sind damit seit dem 1. April 2003 für die Beschäftigten abgaben- und steuerfrei, der Arbeitgeber zahlt indes in die gesetzliche Renten- und Krankenversicherung ein.³⁷

Die Daten³⁸ (siehe Abb. 4) lassen darauf schließen, dass die als normal angesehenen Arbeitsverhältnisse, d. h. eine sozialversicherungspflichtige Beschäftigung in Vollzeit, auch im Ruhrgebiet immer mehr an Bedeutung verlieren. Zwar ist der Minijob immer noch ein prekäres Beschäftigungsverhältnis, das mehrheitlich Frauen betrifft, aber die Zunahme der männlichen Anteile an diesen Beschäftigungsverhältnissen zeigt, dass in den vergangenen zehn Jahren der Arbeitsmarkt offenbar generell von Umverteilungseffekten bei sozialversicherungspflichtigen Stellen betroffen ist.³⁹

36 Ebd.

37 Ebd.

38 Die Daten sind einem E-Mail-Antwortschreiben vom 17.6.2014 des Statistik-Service West der Regionaldirektion Nordrhein-Westfalen der Bundesagentur für Arbeit an eine Mitarbeiterin der Autorin entnommen, eigene Darstellung.

39 Solche Substitutionseffekte wurden beispielsweise für einige Wirtschaftsbereiche in der Stadt Dortmund nachgewiesen, vgl. Klaus Boeckmann/Klaus Kock, Führt der Strukturwandel zu Prekarität?, in: Regionalverband Ruhr, FRAU RUHR MANN (wie Anm. 30), S. 156–163, hier S. 158 ff.

Der zweite Aspekt, der wichtig bei der Betrachtung geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung ist, ist – wie bereits erwähnt – der Faktor Bildung. Im Ruhrgebiet änderten sich mit dem Einzug der wirtschaftlichen Krise neben den Bedingungen für die Erwerbsbeteiligung von Frauen auch die Bildungschancen für die Bevölkerung insgesamt, d. h. auch die größte soziale Gruppe der Arbeiterkinder profitierte von der Bildungsexpansion. Auch das wirkte sich positiv auf die Erwerbstätigenquote der Frauen aus, so dass heute eine Erwerbsorientierung bei den „Gewinnern der Bildungsexpansion in Deutschland“⁴⁰ zu beobachten ist. Allerdings – und das ist entscheidend für die Frage nach dem Abschied von der Hausfrauenehe oder -rolle – trifft die „zunehmende Gleichheit der Bildungschancen [...] auf eine traditionelle Geschlechterordnung, die ein hohes Beharrungsvermögen aufweist“.⁴¹ Klaus Peter Strohmeier und Volker Kersting, die Autoren einer geschlechterdifferenzierenden Untersuchung zu Bildungschancen von Jugendlichen im Ruhrgebiet, stellen Folgendes fest: „Der Anteil der nicht-erwerbstätigen Frauen unter den Frauen, die Kinder haben, ist im Ruhrgebiet heute noch trotz Bildungsexpansion und trotz gleicher Bildungschancen beider Geschlechter im regionalen Vergleich besonders hoch.“⁴²

Für die heutigen jungen Bewohner und Bewohnerinnen des Ruhrgebiets und ihre Bildungschancen gilt laut der Studie ferner, dass weiterhin geschlechtsspezifische Unterschiede bei der Bildungsbeteiligung existieren, „aber es gibt sie in erster Linie bei den Kindern nicht-deutscher Nationalität“.⁴³ Das zeigen die Autoren beispielsweise an den Übergangsquoten von der Grundschule auf eine weiterführende Schule. Darüber hinaus heben sie hervor, dass sich das Ruhrgebiet durch regionale Besonderheiten auszeichnet. Wird also von „dem“ Ruhrgebiet oder „der“ Metropole Ruhr gesprochen, so ist die Situationsbeschreibung sehr pauschal und verkürzt, da sich die Region durch hohe Disparitäten auszeichnet und keine homogene Zone darstellt, gemessen an den verschiedenen Bildungsindikatoren wie Übergangsquoten, Schulabschlüssen, also Bildungsverhalten und Schulerfolg. Geschlechterdifferente Bildungsungleichheiten tatsächlich kleinräumlich abzubilden, das ist bisher wenig erforscht. Strohmeier und Kersting fassen zusammen: „Es gibt (über die Diagnose der

40 Klaus Peter Strohmeier/Volker Kersting, Bildungschancen von Jungen und Mädchen im Ruhrgebiet, in: Regionalverband Ruhr, FRAU RUHR MANN (wie Anm. 30), S. 64–77, hier S. 66.

41 Ebd.

42 Ebd.

43 Ebd.

Benachteiligung von MigrantInnen insgesamt hinaus) keine einfache Faustregel für Geschlechterdiskriminierung bzw. -privilegierung.“⁴⁴

Die präsentierten Daten verdeutlichen unter anderem den Wandel des Lebenszusammenhangs von Frauen in der Metropole Ruhr. Auch das Ruhrgebiet hat sich von einer industriellen Region zu einer Dienstleistungsregion gewandelt, in der Frauen zunehmend bessere Erwerbschancen haben. Dieser Strukturwandel wird seit Ende der 1960er Jahre begleitet von einer Pluralisierung der Lebensstile, von der alle sozialen Gruppen der Region betroffen sind – auch die heutigen Jugendlichen.

4. Befunde zur jungen Generation

Nach diesem verkürzten Rückblick auf die Arbeitsteilung von Männern und Frauen in der Vergangenheit sowie einer Darstellung der aktuellen Erwerbstätigkeit von Frauen im Vergleich zu Männern im Ruhrgebiet soll nun mit Blick auf den Ausgangspunkt dieser Ausführungen – die Frage nach der Verdrängung der Hausfrauenehe – auf die nachwachsende Generation geschaut werden. Für die heutigen jungen Erwachsenen – und hier insbesondere für die Frauen – ist es kaum noch vorstellbar, keinen Beruf zu erlernen. Das eigene Einkommen als ökonomische Absicherung ist vielmehr Ziel eines jeden jungen Erwachsenen unabhängig vom Geschlecht und gehört zum Lebensentwurf der jungen Generation unbedingt dazu. Rüdiger Peuckert konstatiert mit Verweis auf eine Allensbach-Studie von 1993: „Die starke Berufsorientierung hat kaum etwas an dem zentralen *Stellenwert von Familie und Kindern* geändert.“⁴⁵ Wie aber sieht die Berufs- und Familienorientierung der nachwachsenden Generation heute aus? Eine Betrachtung der Lebenskonzepte der jüngeren Generationen kann zeigen, ob der Abschied von der Hausfrauen- oder Versorgerehe als ein mehrheitliches Modell endgültig beschieden ist. Wissenschaftlich fundierte Erkenntnisse zu Lebenskonzepten und Einstellungen von Jugendlichen und jungen Erwachsenen werden vor allem durch die in den vergangenen Jahren immer bekannter gewordenen Shell-Jugendstudien,⁴⁶ die seit den 1950er Jahren

44 Ebd., S. 75.

45 Rüdiger Peuckert, *Familienformen im Wandel*, Opladen 1999, hier S. 207, Hervorhebung im Original.

46 Die sogenannten Shell-Jugendstudien werden im Auftrag der Shell Deutschland Holding durchgeführt. Bei der letzten veröffentlichten Studie handelt es sich um die 16. Untersuchung in Folge. Vgl. Shell Deutschland Holding (Hg.), *Jugend 2010. Eine pragmatische Generation behauptet sich*, Frankfurt a. M. 2010. Siehe auch die 15.

alle drei bis vier Jahre erscheinen, wahrgenommen. Allerdings handelt es sich dabei um bundesweite Untersuchungen zu den Einstellungen von jungen Menschen zwischen 12 und 25 Jahren, die zwar einen Ost-West-Vergleich zulassen, jedoch keine regionalen Differenzierungen. Auch für das Ruhrgebiet sind aussagekräftige Daten, die eine Unterscheidung beispielsweise zwischen den Lebensperspektiven von Jugendlichen in einzelnen Städten ermöglichen, nicht zu finden. Solche Vergleichsdaten könnten gehaltvolle Aussagen zu einer als eher homogen wahrgenommenen Bevölkerungsgruppe zulassen. Insbesondere in dieser altindustriellen Großregion, der Metropole Ruhr, sind schließlich sowohl strukturschwache als auch strukturstärkere Räume zu beobachten. Die Regional- und Sozialforschung spricht davon, dass im nördlichen Ruhrgebiet, dem Gebiet jenseits der A 40, ein struktur- und auch bildungsschwacher Raum entstanden ist.⁴⁷ Diese Gegebenheiten bilden den Hintergrund für die Einschätzungen der befragten Jugendlichen.

Mangels belastbarer kleinräumlicher Daten, die die Situationsbestimmung und Zukunftsvorstellungen von Jugendlichen im Ruhrgebiet im Vergleich zulassen, wird im Folgenden Bezug genommen auf die Einstellungen der jungen Erwachsenen in Gesamtdeutschland (differenziert nach Geschlecht) und deren Aussagen zum Lebensentwurf.

4.1 Leistungs-, Bildungs- und Erwerbsorientierung⁴⁸

Insgesamt spiegeln die letzten drei veröffentlichten Shell-Jugendstudien eine mehrheitlich pragmatische Grundstimmung der Jugendlichen mit Blick auf ihre persönliche Zukunft.⁴⁹ Sowohl die weiblichen als auch die männlichen Befragten sind der Ansicht, dass sie die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Unsicherheiten durch eigene Anstrengungen kompensieren werden. Dies spie-

Shell-Jugendstudie: Shell Deutschland Holding (Hg.), Jugend 2006. Eine pragmatische Generation unter Druck, Frankfurt a. M. 2006, siehe auch die 14. Shell-Jugendstudie: Deutsche Shell-Aktiengesellschaft (Hg.), Aufstieg statt Ausstieg. Jugendliche gestalten ihre Zukunft pragmatisch und zielorientiert, Frankfurt a. M. 2003.

47 Vgl. Volker Kersting/Christian Meyer/Hans Peter Strohmeier/Tobias Terpoorten, Die A 40. Der ‚Sozialäquator‘ des Ruhrgebiets, in: Achim Prosek/Helmut Schneider/Horst A. Wessel/Burkhard Wetterauf/Dorothea Wiktorin (Hg.), Atlas der Metropole Ruhr. Vielfalt und Wandel des Ruhrgebiets im Kartenbild, Köln 2009, S. 142–145.

48 Vgl. für die Angaben in diesem und im anschließenden Abschnitt Shell-Jugendstudien (wie Anm. 46) sowie Klaus Hurrelmann, Kindheit, Jugend und Gesellschaft. Identität in Zeiten des schnellen sozialen Umbruchs, in: Integrative Therapie 1 (2009).

49 Shell, Jugend 2010 (wie Anm. 46), hier S. 15.

gelt sich vor allem in einer hohen schulischen Leistungsorientierung der jungen Frauen wider, die sich dadurch eine bessere Position auf dem Arbeitsmarkt erhoffen. In der letzten Shell-Jugendstudie 2010 wird allerdings auch ein sehr großes Gefälle nach sozialer Herkunft hinsichtlich der Bildungsaspiration und des Schulerfolgs deutlich sowie letztlich auch im Hinblick auf die persönliche Zuversicht in die eigene Zukunft. Für die jugendlichen „Verlierer“ – vor allem die Gruppe der Nicht-Gymnasiastinnen und Gymnasiasten – wird es immer schwieriger, den Anschluss zu behalten. Allen ist das Thema Jugendarbeitslosigkeit bewusst. Entsprechend prekär nehmen Jugendliche aus der schwächsten Schicht, der Unterschicht, ihre Lebenslage wahr, sie sehen ihre ungünstigen Schullaufbahnen und die daraus folgenden schlechten Berufsperspektiven.⁵⁰ Zunächst ist also festzuhalten, dass nicht das Geschlecht der Jugendlichen primär darüber bestimmt, ob sie zu den Bildungsverlierern oder -gewinnern gehören, sondern die soziale Zugehörigkeit. Dieser Befund wird auch durch die bereits genannte Untersuchung von Strohmeier und Kersting bestätigt.

In der Shell-Studie „Jugend 2010“ wurden unterschiedliche Gruppen der Jugendpopulation identifiziert: Eine Differenzierung nach ihren Wertorientierungen zeigt, dass es sich bei einem Typus, der „Leistungselite“ oder den „Machern“, um eine aufstiegsorientierte Gruppe von gleichvielen jungen Frauen und Männern handelt, die eine unbefangene Kombination von materialistischen und postmaterialistischen Orientierungen praktiziert. Ein Drittel aller Jugendlichen können dieser Gruppe zugeordnet werden. Ein weiteres Drittel gehört zum Typus der „pragmatischen Idealistinnen und Idealisten“. Diese zeichnen sich fernab von egozentrischen Lebensvorstellungen durch Mitgefühl, öffentliches Engagement und Toleranz aus, wobei diesem Typus mehrheitlich junge Frauen zugeordnet werden.

Ein Fünftel der Jugendpopulation, darunter ebenfalls in der Mehrzahl junge Frauen, steht diesen beiden selbstbewussten Gruppen gegenüber: Sie gehören zu den eher skeptischen, resignierten und unauffälligen Jugendlichen, die auch keinen großen Erfolg in Schule oder Ausbildung aufweisen können, sich zwar nach einem besseren Lebensstandard sehnen, sich gleichzeitig aber tolerant mit ihrer gegenwärtigen Lebenslage abfinden.

Als weitere Gruppe, die als „robuste Materialisten“ bezeichnet werden, ist ein Fünftel der Jugendlichen zu bezeichnen, darunter befinden sich mehrheitlich Männer. Auch sie wollen Macht und einen hohen Lebensstandard sowie einflussreiche Positionen mit Lebensgenuss verbinden, spüren jedoch,

⁵⁰ Ebd. S. 16, 110 f.

dass ihre Leistungen und sozialen Kompetenzen hierfür nicht ausreichend sind. Hurrelmann charakterisiert diese Gruppe folgendermaßen:

„Bei ihnen kommen Verlierer- und Versagerängste auf, es zeigen sich Dispositionen für unkontrollierte Aggression und Gewalt, Fremdenfeindlichkeit und Rechtsextremismus. [...] Diese Gruppe steht am Rande der bundesrepublikanischen Leistungsgesellschaft, wartet nur noch latent auf Angebote der Integration.“⁵¹

4.2 Familienorientierung

Die „Bewusstwerdungsprozesse“⁵² der modernen Frauen und ihre hohe Bildungs- und Erwerbsorientierung, die auf Unabhängigkeit und berufliche Leistung ausgerichtet ist, haben kaum etwas an dem hohen Stellenwert von Kindern und Familie geändert. Sozialwissenschaftliche Studien zeigen, dass die 12- bis 25-jährigen jungen Frauen und Männer mehrheitlich Befürworter der Familie sind.⁵³ Im Zeitverlauf von acht Jahren hat sich der Anteil der jungen Frauen und Männer, die der Aussage zustimmen „Man braucht eine Familie, um glücklich zu sein“ sogar erhöht:

Tab. 1: Zustimmung zur Aussage „Man braucht eine Familie, um glücklich zu sein“ im Zeitvergleich, differenziert nach weiblichen und männlichen Jugendlichen in Prozent⁵⁴

Jahr	Mädchen/%	Jungen/%
2002	75	66
2006	76	69
2010	81	71

51 Klaus Hurrelmann, *Lebensphase Jugend: eine Einführung in die sozialwissenschaftliche Jugendforschung*. Grundlagentexte Soziologie, Weinheim 2007, S. 35.

52 Peuckert, *Familienformen* (wie Anm. 45).

53 Je nach Studie oder Fragetypen werden Jugendliche und junge Erwachsene in unterschiedlichen Altersgruppen untersucht oder auch Kinder und Jugendliche. Die Untersuchungsgruppe der Shell-Jugendstudien umfasst grundsätzlich Jugendliche und junge Erwachsene im Alter von 12 bis 25 Jahren, die Fallstudien betreffen allerdings nur Jugendliche ab 15 Jahren.

54 Shell, *Jugend 2010* (wie Anm. 46), hier S. 57.

Die erhobenen Daten weisen allerdings einen Einstellungsunterschied zwischen jungen Frauen und Männern aus. In der Shell-Jugendstudie heißt es entsprechend, „dass es auf hohem Niveau einen konstanten Unterschied zwischen den Geschlechtern gibt“.⁵⁵ Des Weiteren lässt auch der erhöhte Kinderwunsch auf eine Familienorientierung schließen. Dieser ist bei den männlichen Jugendlichen seit der 15. Shell-Jugendstudie wieder stark angestiegen, insgesamt jedoch wünschen sich junge Frauen immer noch häufiger eigene Kinder als die gleichaltrigen Männer:⁵⁶

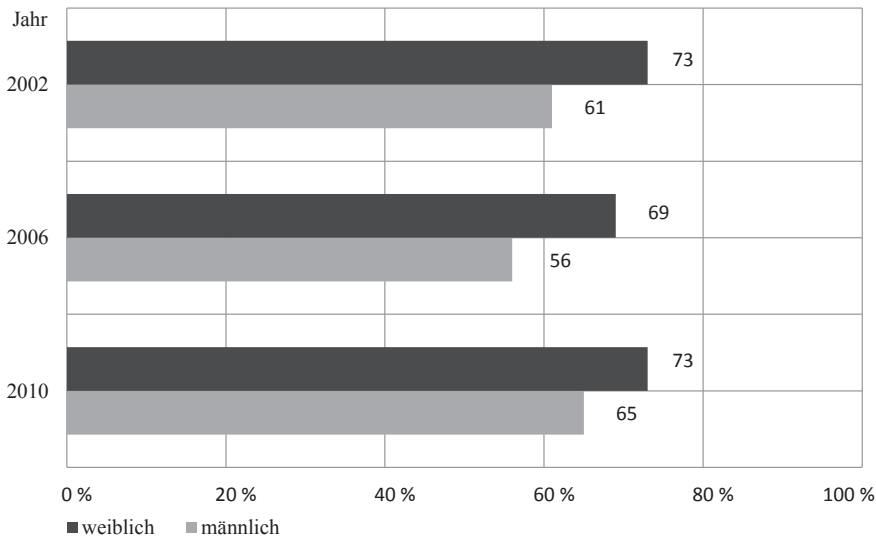


Abb. 5: Kinderwunsch von Jugendlichen und jungen Erwachsenen zwischen 12 und 25 Jahren in Prozent

Vor dem Hintergrund, dass im Ruhrgebiet der Anteil der Jugendlichen mit Migrationshintergrund⁵⁷ sowie aus bildungsfernen Schichten relativ hoch zur Gesamtbevölkerung ist, ist eine Betrachtung des Wunsches nach eigenen Kindern differenziert nach der Schichtzugehörigkeit von Interesse: Die 16. Shell-Jugendstudie zeigt, dass

55 Ebd.

56 Ebd., S. 60.

57 Zu Befunden über Lebenswelten und Erfahrungen von Jugendlichen mit Migrationshintergrund siehe insbesondere auch den Sammelband von Theda Borde (Hg.), Kinder und Jugendliche mit Migrationshintergrund: Lebenswelten, Gesundheit und Krankheit, Frankfurt a. M. 2010.

„der Kinderwunsch in allen sozialen Schichten zum Teil merklich zugenommen hat. Vor allem in der Unterschicht (58 % zu 51 %) und der Oberschicht (71 % zu 62 %). Dennoch sollte dabei nicht die Besonderheit übersehen werden, dass im Vergleich zu 2002 einzig in der Unterschicht über diesen längeren Zeitraum ein Rückgang im Kinderwunsch festzuhalten ist (64 % zu 58 %), während in den anderen sozialen Schichten eine leichte Zunahme festzuhalten ist“.⁵⁸

In der jungen Generation besteht jedoch nicht nur der Wunsch nach Familie, Partnerschaft und Kindern,⁵⁹ auch zu den eigenen Eltern scheint eine enge Beziehung zu herrschen. Die Mehrheit der Jugendlichen, und zwar 58 %, möchte ihre eigenen Kinder „ungefähr so“ und 15 % sogar „genauso“ erziehen, wie sie erzogen wurden.⁶⁰ Man kann also sagen, dass für fast drei Viertel der Jugendlichen in 2010 ihre Eltern ein Vorbild für sie und ihre zukünftige Erziehung sind.⁶¹ Die Autoren der letzten Shell-Jugendstudie stellen fest, dass es seit den 1980er Jahren unter den Jugendlichen zu einem „Mainstream“ geworden ist, den Erziehungsstil der Eltern positiv zu bewerten.⁶² Hervorzuheben sind an dieser Stelle wiederum Differenzen zwischen Jugendlichen unterschiedlicher sozialer Herkunft: Und zwar heben sich Jugendliche der Unterschicht insofern von den Jugendlichen anderer sozialer Herkunft ab, als dass sie im Jahre 2010 nur noch zu 40 % der Meinung sind, dass sie ihre Kinder „genauso“ oder „ungefähr so“ erziehen würden, wie ihre Eltern das taten.⁶³

Zum Ende dieses Abschnitts sei noch auf die Haltung der Jugendlichen zur Rollenorientierung hingewiesen. Die Studie zeigt, dass sich eine moderne und flexible Rollenorientierung durchsetzt und sich nur noch 20 % der weiblichen Jugendlichen heute am hergebrachten Bild der Frau orientieren. Junge Männer hingegen sind noch immer traditioneller ausgerichtet, mehrheitlich orientieren sie sich an der überkommenen Rollenverteilung, die sie von Hausarbeit und Kindererziehung befreit.⁶⁴ Die Orientierung junger Frauen an einem moder-

58 Shell, Jugend 2010 (wie Anm. 46), S. 61.

59 Ebd., S. 63.

60 Ebd., S. 64.

61 Ebd., S. 64 ff.

62 Ebd., S. 65.

63 Ebd., S. 64.

64 Vgl. zu diesem Aspekt auch den Vortrag von Klaus Hurrelmann mit dem Titel „Leistungs- und Kompetenzdefizite von jungen Männern. Warum wir dringend eine stärkere Jungenförderung benötigen“, <http://www.maennerkongress2010.de/download/mk_hurrelmann.pdf> (27.6.2014).

nen Muster und das Festhalten vieler junger Männer am Alten, führen bei letzteren daher oftmals zu Verunsicherungen hinsichtlich der Rollenverteilung.

5. Resümee

Auch zu Beginn des 21. Jahrhunderts ist der Arbeitsmarkt im Ruhrgebiet noch geschlechtsspezifisch segmentiert und die geschlechterstereotype Rollenverteilung innerhalb von Partnerschaft und Familie findet „eine breite Akzeptanz“.⁶⁵ Die obigen Ausführungen lassen dennoch eine Antwort auf die Frage nach dem Abschied von der Hausfrauenehe zu: Die sogenannte „Hinzuverdiener(innen)ehe“ oder „Hinzuverdiener(innen)partnerschaft“ wird im Ruhrgebiet verbreitet, am häufigsten von Müttern, gelebt. Die präsentierten Daten zur Erwerbstätigkeit in Teilzeit- und Vollzeitbeschäftigungsverhältnissen weisen darauf hin, dass oftmals beide Partner erwerbstätig sind, wobei der Beschäftigungsumfang stark vom Geschlecht der erwerbstätigen Person determiniert wird. Indes ist auch ein steigender Anteil an alleinerziehenden Müttern zu beobachten, die im Jahr 2009 in Nordrhein-Westfalen zu 62 %, ⁶⁶ im Ruhrgebiet im Jahr 2008 zu 53 % ⁶⁷ ebenfalls erwerbstätig waren. Die Zahl der Eheschließungen – die Grundlage für die Hausfrauenehe – ist hingegen stark gesunken.⁶⁸ Zudem kann der Bedeutungsverlust der Institution „Ehe“ an den steigenden Zahlen der „eheähnlichen“ Paararrangements gemessen werden, was gleichzeitig die anhaltende Bedeutung einer partnerschaftlichen Beziehung zeigt. Die stetigen Individualisierungsprozesse und die Pluralisierung der Lebensstile prägen diese Werthaltung nachhaltig. Grundsätzlich können auch eheähnliche Paararrangements geschlechtsstereotype Arbeitsteilungen aufweisen, mit dem besonderen Kennzeichen, dass die vormals in der gesetzlichen Ehe gegebene soziale Absicherung der Ehe- und Hausfrau damit obsolet ist. Das Zerbrechen einer Partnerschaft, in der die Frau (und heute zunehmender auch der Mann) keiner Erwerbstätigkeit nachgeht und damit auch kaum Rentenansprüche erwirbt, kann damit für eine Hausfrau ohne Ehevertrag noch weitreichendere

65 Jung, Geschlechterrollen (wie Anm. 28), S. 20.

66 Vgl. IT.NRW, <http://www.it.nrw.de/statistik/b/daten/eckdaten/r514mz_erwerb1.html> (30.6.2014).

67 Arbeitsmarktreport NRW 2009 (wie Anm. 21), hier S. 25.

68 Hinzu kommt, dass vom Lebens- und Beziehungsalter her betrachtet eine Ehe immer weiter nach hinten verschoben wird. Das gilt auch für die Kinderwünsche, so dass die Geburtenrate stark gesunken ist, insbesondere bei den höher qualifizierten Frauen.

(ökonomische) Folgen haben als für die Hausfrau, die aus einer Ehebeziehung kommt.

Gerade junge Frauen weisen jedoch ein Lebenskonzept von sich, das sie von der Erwerbstätigkeit ausschließt. Dennoch gibt es empirische Hinweise darauf, dass eine Partner- und/oder Mutterschaft die Haltung zur Erwerbstätigkeit ändert und eine häusliche geschlechtsspezifische Arbeitsteilung trotz Erwerbsorientierung nach sich zieht – auch wenn die Rahmenbedingungen heute für Frauen besser sind, Beruf und Familie miteinander zu vereinbaren. Die „Auslagerung von Fürsorgeaufgaben aus der Familie in Schulen, Krankenhäuser, Pflegeeinrichtungen und andere Organisationen, in denen wiederum mehrheitlich Frauen beschäftigt sind, ist *ein* Weg, Fürsorge zu gewährleisten“,⁶⁹ der aber kaum für Personen in prekären Beschäftigungsverhältnissen oder sozio-ökonomisch deprivierten Milieus in Frage kommt.

Das industriegesellschaftliche Familienmodell ist somit zwar erodiert – und wurde verdrängt von einer Vielfalt an familiären Modellen –, dennoch bleibt in Regionen und Zeiten eines nicht ganz bewältigten Strukturwandels sowie in Milieus, die von dramatischer Arbeitslosigkeit und Armut betroffen sind, die Zuweisung fürsorglicher Tätigkeiten an Frauen virulent. Gerade gering qualifizierte junge Frauen können sich daher in eher traditionelle Familien- und Paarbeziehungen begeben, denn wie in den 1960er Jahren können ein niedriges Einkommen, prekäre Beschäftigungen und drohende Arbeitslosigkeit zu einer großen Unzufriedenheit bei den Frauen führen. Hausfrau und Mutter zu sein, kann für sie so zu einer vordergründig attraktiveren Option werden. Jedoch ist dieser Weg nach wie vor mit vielen Risiken belastet, denn geringqualifizierte Frauen und insbesondere Mütter haben ein sehr hohes Trennungs- oder Scheidungsrisiko und damit letztlich – auch mit Blick auf die Zahlen der alleinerziehenden Mütter – ein höheres Armutsrisiko.

Weibliche und männliche Lebensverläufe sind heute wesentlich heterogener. Sie sind nunmehr nicht nur von der „Konkurrenz von Familien- und Erwerbsorientierung geprägt“,⁷⁰ sondern darüber hinaus auch durch unterschiedliche Lebensmodelle und -stile wie beispielsweise das Leben in gleichgeschlechtlichen Paargemeinschaften. Diese müssen ihre partnerschaftliche Arbeitsteilung jeweils unabhängig von geschlechtlichen Rollenzuschreibungen

69 Eva Senghass-Knobloch, Fürsorgliche Praxis und die Debatte um einen erweiterten Arbeitsbegriff in der Arbeitsforschung, in: Lena Correll/Stefanie Jancyk/Ingrid Kurzs-Scherf (Hg.), Arbeit/Zukunft: Die Zukunft der Arbeit und der Arbeitsforschung liegt in ihrem Wandel, Münster 2005, S. 54–68, hier S. 62, Hervorhebung im Original.

70 Peuckert, Familienformen (wie Anm. 45), S. 211.

aushandeln, da eine geschlechtsspezifische Arbeitsteilung mit Verweis auf das biologische Geschlecht hier nicht gelingen kann.

Die Frage nach dem Bestand der Hausfrauenehe kann schlussendlich wie folgt beantwortet werden: Da eheähnliche, partnerschaftliche Lebensverhältnisse auch in der Metropole Ruhr priorisiert werden, wird die Hausfrauenehe zur Ausnahme. Frauen sind immer weniger bereit, unbezahlte Haus- und Betreuungsarbeit zu übernehmen. Die Befunde zur Entwicklung „alternativer“ Lebensformen sowie zur steigenden Erwerbsorientierung der jungen Generation – gerade auch der jungen Frauen mit türkischem Migrationshintergrund (die größte Gruppe der Menschen mit Migrationshintergrund im Ruhrgebiet) – zeigen deutlich den wachsenden Wunsch nach gleichberechtigter Teilhabe von Frauen an bezahlter Arbeit. Allerdings festigen die zunehmende Beschäftigung in Minijobs oder anderen atypischen und prekären Arbeitsverhältnissen das tradierte Modell geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung, denn eine Absicherung der betroffenen Personen und ihrer Kinder ist damit nur unzureichend gegeben.

Zeitbudgeterhebungen belegen zudem,⁷¹ dass Frauen sich auch heute noch den gesellschaftlichen Rollenzuweisungen nicht entziehen, sie leisten mehrheitlich die (unbezahlte) Hausarbeit,⁷² lehnen aber trotzdem die Position der

71 Zeitbudgeterhebungen werden vom Statistischen Bundesamt durchgeführt. Die letzte Erhebung zur Zeitverwendung wurde nach den Jahren 1991/92 und 2001/02 zum dritten Mal 2012/13 durchgeführt. Inhaltlich wird dabei die Zeitverwendung privater Haushalte verschiedener Bevölkerungsgruppen in den unterschiedlichsten Lebenslagen untersucht. Bei der letzten Erhebung standen beispielsweise Fragen zur Verteilung der Zeit zwischen Erwerbstätigkeit, Haushalt, Familie und Persönlichem im Vordergrund, diese Erhebung befindet sich jedoch noch in der Auswertungsphase, vgl. <<https://www.destatis.de/DE/ZahlenFakten/GesellschaftStaat/EinkommenKonsumLebensbedingungen/Zeitverwendung/Zeitverwendung.html>> (27.6.2014). Zur zweiten Erhebung vgl. Statistisches Bundesamt, Forum der Bundesstatistik, Alltag in Deutschland. Analysen zur Zeitverwendung, Band 43, Wiesbaden 2004.

72 Die Auswertungen des Statistischen Bundesamtes zeigen für die Erhebung der Jahre 2001/02, dass für alle befragten Personen unbezahlte Tätigkeiten mehr Zeit in Anspruch nehmen als die bezahlte Arbeit. „In Zahlen bedeutet das, dass über die ganze Woche verteilt alle Personen ab 10 Jahren durchschnittlich gut 25 Stunden unbezahlt, bezahlt dagegen etwa 17 Stunden arbeiten. Näher betrachtet zeigt sich, dass Frauen mit knapp 31 Stunden deutlich mehr unbezahlte Arbeit leisten als Männer mit 19,5 Stunden. Bei der Erwerbsarbeit – zu der hier auch Arbeitssuche und Wegezeiten gezählt werden – kehrt sich das Verhältnis um (Frauen: 12 Stunden, Männer: 22 ½ Stunden). Dennoch zeigt sich unter dem Strich: Die gesamte Zeitbindung durch die bezahlte und die unbezahlte Arbeit zusammen ist bei Frauen mit 43 Stunden pro Woche durchschnittlich etwa eine Stunde höher als bei Männern

Hausfrau überwiegend ab. Eine Hausfrauenehe wird also oftmals auch aus der Not heraus gelebt. Die altindustrielle Metropole Ruhr hat sich infolge des Strukturwandels zu einem von Armut, Arbeitslosigkeit und sozialer Deprivation betroffenen Raum entwickelt – mit kleinräumlich unterschiedlicher sozialer Segregation –, so dass in bestimmten Subregionen keine ausreichenden Beschäftigungsmöglichkeiten mehr für beide Geschlechter existieren. Die schwierige wirtschaftliche Entwicklung und ihre kleinräumlichen Auswirkungen auf die gesamte Bevölkerung und die erwerbsfähigen Personen im Besonderen sollte zukünftig geschlechtersensibel beobachtet werden, wenn Frauen nicht mittelfristig zu den tatsächlichen Verliererinnen des Strukturwandels werden sollen.

mit 42 Stunden.“ Zitat aus: Statistisches Bundesamt, *Wo bleibt die Zeit?*, hg. vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, Wiesbaden 2003, S. 9.